PFLEGEELTERN SEIN UND EIN PAAR BLEIBEN

- Partnerschaft - Familie - Pflegefamilie
- Pflegeeltern sein und ein Paar bleiben
- Treffpunkt Pflegeplatz
- Einladung „Maiwirbel“
- Kontaktstelle Anonyme Geburt
- Nachlese „Das Kind in der Schachtel“
- Bithja
- Tagungsankündigung „Besuchskontakte in Pflegefamilien“
- Neue MitarbeiterInnen
- Termine

ELTERN HEFT

Österreichische Post AG, Info.Mail Entgelt bezahlt

Nr. 117 | 01/15

ELTERNHEFT 01/15

INHALT

PFLEGEELTERN SEIN UND EIN PAAR BLEIBEN

Seite 02 **Partnerschaft - Familie - Pflegefamilie**

Seite 06 **Pflegeeltern sein und ein Paar bleiben**
Barbara Apschner im Gespräch mit Jutta Eigner

Seite 08 **Treffpunkt Pflegeplatz**

Seite 11 **Einladung „Maiwirbel“**

Seite 12 **Kontaktstelle Anonyme Geburt**

Seite 15 **Nachlese** „Das Kind in der Schachtel“

Seite 18 **Bithja** eine neue Interessensgemeinschaft für Familienpädagogen/innen und Pflegeeltern

Seite 19 **Tagungsankündigung „Besuchskontakte in Pflegefamilien“**

Seite 20 **Rezension**
- Pflegekinderhilfe/Adoption in Theorie und Praxis

Seite 21 **Neue MitarbeiterInnen**

Seite 22 **Termine**

Impressum

Medieninhaber (Verleger) und Herausgeber:

KINDER- UND JUGENDFÖRDERUNG
PFLEGEELTERNVEREIN STEIERMARK

Hilmteichstraße 110, 8010 Graz, Telefon: (0316) 822-433

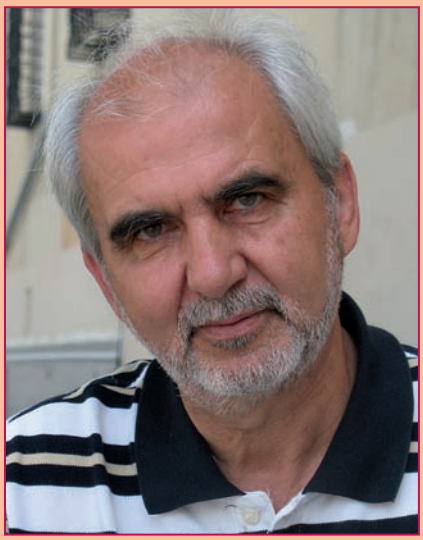
In Anlehnung an den Vereinszweck besteht die grundlegende Ausrichtung des Elternheftes in der Information und Fortbildung von Pflegeeltern in psychologischen, pädagogischen und rechtlichen Belangen, sowie in der Vorstellung der Schulungs- und Beratungsangebote des Pflegeeltern-vereins Steiermark. Dadurch soll der Wissensstand und das Verständnis für soziale Elternschaft, für das Pflegekind, seine Familie und für die Situation der Pflegeeltern gefördert werden.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Friedrich Ebensperger

Redaktion: Mag. Jutta Eigner

Layout: schwärmen Grafikdesign; www.schwaermen.at

Hersteller und Herstellungsort: Druckerei Khil, Neutorgasse 26, 8010 Graz



Vorwort

Dr. Friedrich Ebensperger

Liebe Pflegeeltern,
liebe LeserInnen,

Ich kann mich noch gut an eine Zeit erinnern als die Verantwortung für ein Kind in Pflege in erster Linie als „Frauenangelegenheit“ betrachtet wurde. Das drückte sich auch in der Gestaltung der Vorbereitungsseminare aus. Es war damals gar nicht selbstverständlich, die potentiellen Pflegeväter zur Teilnahme zu verpflichten und die Entscheidung über das Familienleben nicht primär als Frauenangelegenheit zu behandeln. Mit der Standardisierung der Pflegeplatzerhebung wurde es zunehmend selbstverständlich, die Ehe- oder Lebenspartner und alle in der Familie lebenden Personen einzubinden.
Die Entscheidung ein Kind in die Familie aufzunehmen hat - unabhängig von der jeweiligen Motivation der Pflegeelternteile - weitreichende Konsequenzen für das Zusammenleben in der Familie und damit auch für die Partnerschaft.
Im vorliegenden Elternheft haben wir versucht Pflegeelternschaft einmal aus der Partnerschaftsperspektive zu beleuchten. Wir hoffen damit das Thema Pflegeelternschaft nicht zusätzlich zu „verkomplizieren“. Vielmehr kann es nicht schaden, so weitreichende Entscheidungen „sehenden Auges“ zu treffen und schon im Vorfeld bzw. in Gedanken die verschiedenen Aspekte - auch für die Partnerschaft - durchzuspielen.

Im vergangen Herbst hatten wir Gloria Dürnberger, die Regisseurin des Filmes „Das Kind in der Schachtel“ bei uns zu Gast. Sie stand uns nach der Filmvorführung für eine sehr spannende Diskussion zur Verfügung und hat uns mit ihren authentischen Aussagen und Betrachtungen sehr beeindruckt.
Lesen Sie auch den Treffpunkt Pflegeplatz, der wieder einmal einen Einblick in die Vielfalt des Lebens bietet und in einer sehr berührenden Art deutlich macht, was möglich ist, wenn sich Menschen aufeinander einlassen, Schwierigkeiten gemeinsam durchstehen und der Zukunft eine Chance geben.

In diesem Sinne

PARTNERSCHAFT FAMILIE PFLEGEFAMILIE

von Jutta Eigner und Jutta Vierhauser

Durch ein Kind wird eine Partnerschaft zu einer Familie. Das Wort „Familie“ weckt in uns vielfach positive Gefühle – Geborgenheit, Aufgehoben-Sein, ein Platz, wo wir sein können, wie wir sind... Diese Gefühle und die eigene stabile Situation mit einem Pflegekind zu teilen, ist oftmals ein wichtiger Grund, Pflegeeltern zu werden.

Doch das Zusammenleben in einer Familie verläuft nicht immer reibungslos. Viele Konflikte zwischen Partnern haben ihren Anlass im Zusammenleben mit den Kindern und deren Erziehung. Anders als leibliche Familien müssen Pflegefamilien Kinder integrieren, die mit einer Vorgeschichte zu ihnen kommen und ein größeres Maß an Öffentlichkeit leben. Die Anforderungen an die Eltern können daher höher sein und auch die Paarbeziehung stärker fordern.

Es gibt keine Untersuchungen, ob Partnerschaften in Pflegefamilien eher auseinander gehen als in Familien ohne Pflegekind(er). Aus den Beobachtungen unserer Arbeit lässt sich das nicht bestätigen. Pflegeeltern gehören sicher zu jenen Personen, die überdurchschnittlich gut vorbereitet und mit einem erklärten Kinderwunsch in die (Pflege-)Elternschaft gehen. Um eine Pflegefamilie zu werden, müssen Bewerber/innen einen langen Weg absolvieren, der eine gewisse Garantie dafür darstellt, dass die Elternschaft von beiden Partnern zu einigermaßen gleichen Teilen gewünscht und mit offenen Augen angegangen wird. Dennoch kann die beste Vorbereitung nicht vorweg nehmen, was dann in der Familie passieren wird. Viele Situationen müssen gelebt werden, um sie in ihrer Tragweite erfassen zu können. Erst dann werden auch die Auswirkungen auf die Paarbeziehung deutlich.

Im Vorfeld

Bis sich ein Paar dazu entschließt, ein Pflegekind aufzunehmen, durchläuft es viele Phasen der Entscheidungsfindung. Die Motivation von Pflegeeltern kann in der ungewollten Kinderlosigkeit ebenso wie im sozialen Engagement liegen.

Jedoch kann es innerhalb der Partnerschaft schon im Vorfeld eine unterschiedlich hohe Motivation zur Aufnahme eines Pflegekindes geben, d.h. bei einem zukünftigen Elternteil kann der Kinderwunsch ausgeprägter sein als beim anderen. Wenn es den Partnern gelingt, sich dieser Unterschiede bewusst zu werden und sie entsprechend zu thematisieren, sind im Verlauf des Beziehungsaufbaus innerhalb der „neuen“ Familienkonstellation weniger Konfliktfelder zu erwarten. Wird dem Paar ein Kind vorgestellt, das für einen oder beide Partner intuitiv nicht in die Familie passt, steht das Paar vor einer nicht zu unterschätzenden Aufgabe. Hätte das Kind für die potentielle Pflegemutter gut in die Familie gepasst, für den potentiellen Pflegevater aber nicht (oder umgekehrt), bleibt möglicherweise ein Herzenswunsch versagt, auf den er/sie aus Rücksichtnahme auf den anderen verzichten muss. Andererseits wird einem bedürftigen Kind die Möglichkeit eines glücklichen Aufwachsens in der eigenen Familie verwehrt. Schuldgefühle können sich melden, Enttäuschung und das Gefühl nach einer langen Kinderwunschzeit (erneut) versagt zu haben.

Hat hingegen der Partner oder die Partnerin um des/der anderen willen dem Pflegekind zugestimmt, ohne selbst in dem Ausmaß hinter der Entscheidung zu stehen, birgt das ebenfalls Potential für Auseinandersetzungen. Beispielsweise erzählte uns Frau Z.: „Als ich unser Pflegekind das erste Mal sah, fand ich es süß, aber uns beide hat emotional nichts miteinander verbunden. Es ist einfach kein Funke übergesprungen. Mein Mann hingegen verliebte sich sofort in das Kind und als ich das sah, habe ich um seinetwillen zugestimmt.“ In solchen Konstellationen erwartet der weniger überzeugte Elternteil möglicherweise Dankbarkeit dafür, dass er/sie die eigenen Bedürfnisse zurückgestellt hat und möchte im Gegenzug dass ihm eigene „Unzulänglichkeiten“ nachgesehen werden. Oder er macht dem/der Anderen Vorwürfe, dass wegen der Erfüllung des Pflegekinderwunsches andere Chancen (z.B. eine berufliche Verwirklichung im Ausland) nicht genutzt werden können.

Eigene innere Bilder und Glaubenssätze

Vor allem Pflegeeltern mit einem lange unerfüllten Kinderwunsch hegen hohe Erwartungen an ihr zukünftiges Familienleben und wünschen sich dieses besonders harmonisch und erfüllend. Der Alltag kann diese Erwartungen nicht immer einlösen. Zwar gibt es die Freude über die Annahme des Kindes. Wenn dessen Reaktionen und Verhaltensweisen allerdings nicht in das eigene Familienbild passen, können sich zu den positiven Gefühlen auch Enttäuschung oder Ärger gesellen. Das Familienleben wird dann als anstrengend und weniger freudvoll empfunden.

Zusätzlich haben viele Frauen (aber auch deren Umgebung) nicht selten ein gesellschaftliches Ideal der „liebenden Mutter“ im Kopf, das zu erfüllen umso schwerer wird, je fremder einem das Kind (zumindest anfangs) ist und je weniger es den eigenen Hoffnungen und Erwartungen (an Alter, Geschlecht, Aussehen, Intelligenz, Interessen, Benehmen, Charakter...) entspricht. Möglicherweise besteht ein Anspruch an sich selbst, das Kind vom ersten Moment an „schicksalhaft“ zu lieben und es anzunehmen, wie es ist. In diesem Fall steht die Aufgabe an, mit den damit verbundenen Enttäuschungen umzugehen und sie nicht dem Kind anzulasten.

Weitere innere Ansprüche an Familie und Elternschaft könnten sein:

- Eine Familie muss harmonisch und freudvoll sein
- Familienleben muss zu jeder Zeit als gelingend wahrgenommen werden
- Eine Mutter (ein Vater) muss ihr/sein Kind lieben
- Eine Mutter (ein Vater) muss alle Kinder gleich lieben
- Eine Mutter (ein Vater) muss von ihrem/seinem Kind geliebt werden
- Eine Mutter (ein Vater) muss wissen, was ihr/sein Kind braucht
- Meine Kinder sind liebenswert, intelligent, schön anzusehen, strebsam, höflich, zuversichtlich...und wenn ich sie nicht so wahrnehme, ist es mein Versagen

Auswirkungen von traumatischem Stress auf Partnerschaft und Familie

Pflegekinder aufzunehmen kann für das Paar und die ganze Familie eine intensive Auseinandersetzung mit Traumafolgestörungen und den Auswirkungen von Bindungsstörungen nach sich ziehen, wenn das Kind solche mitbringt. Psychischen Traumata ausgesetzt zu sein, bedeutet eine enorme Stressreaktionen zu erleben, die keine Auflösung in einer Flucht - oder Kampfreaktion erfahren kann. Gefühle von extremer Angst, Hilflosigkeit und Entsetzen sind zentral.

In der alltäglichen Betreuung und im Zusammenleben mit Kindern, die unter einer Posttraumatischen Belastungsstörung leiden, entwickeln sich immer wieder Dynamiken im Familiensystem, die auch andere Familienmitglieder ein intensives Gefühl der Hilflosigkeit spüren lassen. In solchen Fällen kommen große Herausforderungen auf die Partnerschaft zu, wenn die Elternteile durch herausfordernde Verhaltensweisen des Pflegekindes immer wieder mit der Vergangenheit des Kindes konfrontiert werden. In früheren gefahrvollen Zeiten waren viele dieser kindlichen Verhaltensweisen ein überlebenswichtiger Schutz. Auch die hohe Sensibilität gegenüber möglichen Gefahren hatte eine wichtige schützende Funktion für das Kind. Die

konstante Wachsamkeit des Kindes und das Aktivieren der früher schützenden Verhaltensweisen können den Familienalltag in Pflegefamilien allerdings so sehr prägen, dass die Partner an die Grenzen ihrer Möglichkeiten stoßen. In dem Buch „Traumatischer Stress in der Familie“ beschreiben die beiden Autoren Alexander Korittko und Karl Heinz Pleyer Familiendynamiken, die bei Pflegefamilien immer wieder zu beobachten sind: „Ein traumatisiertes Kind ist noch nicht in der Lage, seine emotionalen Zustände angemessen zu regulieren, wenn es mit einem Stressor konfrontiert wird. Die soziale Umgebung und /oder das Bezugssystem sind noch nicht in der Lage, dem Kind angemessen zu helfen, mit diesen Zuständen umzugehen. „ (Ellis und Kaplow 2007).

Familie F. nahm zwei schwer traumatisierte Kinder für einen befristeten Zeitraum auf. Frau F. erzählt: „Die Kinder haben ein Jahr bei uns gelebt und alles lief dauernd aus den Rudern. Ich nahm in den ersten Monaten 10 kg zu - wahrscheinlich musste ich essen, um den Anforderungen irgendwie stand zu halten. Unsere eigenen Kinder distanzierten sich und übernachteten lieber auswärts. Das warf mir auch mein Mann vor. Letztlich begann auch er, sich immer mehr abzugrenzen. Nach der Unterbringung nahmen wir uns viel Zeit, um jeder für sich und dann auch gemeinsam unsere Situation als Paar aufzuarbeiten. Heute sehe ich, dass diese Erfahrung eine Chance für unsere Beziehung war, die jetzt viel lebendiger geworden ist. Allerdings hing für eine Weile alles an einem seidenen Faden.“

Paare, die traumatisierte Kinder auf Dauer aufnehmen, müssen sich auf einen oft langwierigen Prozess einlassen, der weniger in Monaten als in Jahren zu bemessen ist und in dem es darum geht, mit den Verhaltensweisen des Kindes für alle Beteiligten angemessen umgehen zu lernen. Im Laufe des elterlichen Lebens erlernte Strategien betreffend „Erziehung“ oder „zwischenmenschlichen Umgang“ können sich als weitgehend wirkungslos herausstellen. Zu erleben, dass das eigene Bemühen wieder und wieder „scheitert“, kann zu Gefühlen der Hilflosigkeit, Ohnmacht und letztlich zu einer Distanzierung von der Elternrolle führen. Dabei können die Reaktionen der beiden Partner auf das, was das Kind an die Familie heranträgt, sehr verschieden sein. Beispielsweise könnte sich ein Elternteil mehr mit dem Kind als mit dem zweiten Elternteil solidarisieren und die Probleme des anderen nicht nachvollziehen können, was dieser wieder als Kränkung erlebt. Oder ein Elternteil versucht den anderen gegenüber den erlebten „Bedrohungen“ durch das Kind zu verteidigen und attackiert seinerseits (mehr oder weniger offen) das Kind.

Derartige Dynamiken können auch entstehen wenn Kinder bei ihrer Ankunft in der Pflegefamilie einen Elternteil deutlich bevorzugen. Sie lassen diesen vielleicht niemals aus den Augen und können seine oder ihre Abwesenheit kaum ertragen, während sie den anderen Elternteil ablehnen und nicht an sich heranlassen, auch wenn er/sie sich noch so bemüht. Der abgelehnte Elternteil steht also vor der Aufgabe, mit den Zurückweisungen des Kindes zu leben und gleichzeitig den Partner/die Partnerin so von diesem Kind beansprucht zu sehen, dass eine partnerschaftliche Arbeitsteilung (beide kümmern sich um das Kind und haben danach auch Zeit füreinander) so gut wie ausgeschlossen ist. Herr K. erzählt: „Noch zwei Jahre nach der Unterbringung begann unser Pflegesohn regelmäßig zu schreien, wenn ich das Zimmer betrat. Überhaupt hatte er Schwierigkeiten, Männer in seiner Gegenwart zu akzeptieren. Ich wollte immer ein aktiver Vater sein, aber unser Sohn macht mir das nur sehr langsam möglich. Natürlich ist das enttäuschend und manchmal frage ich mich, warum das ausgerechnet uns passiert ist. Was mir hilft ist, dass meine Partnerin und ich über alles sprechen können - auch die Dinge, die man besser nicht so öffentlich macht... Und dass wir das als unser gemeinsames Projekt betrachten, als etwas, das uns auch verbindet...“

In der Beratung von Pflegefamilien werden in solchen Fällen die unterschiedlichen Gefühle der beiden Elternteile thematisiert. Ein/e Partner/in mag das Gefühl haben, gescheitert zu sein, da sich erhoffte Entwicklungsschritte nicht eingestellt haben und die damit verbundene Enttäuschung scheint kaum mehr erträglich. Möglicherweise teilt der/die andere diese Einschätzung nicht und die Gefahr besteht, dass unterschiedliche Haltungen, Empfindungen und Erwartungen zu vermehrten Paarkonflikten oder zum Rückzug eines Elternteils führen. Dies zu thematisieren wird in den meisten Fällen als hilfreich erlebt und kann die Möglichkeiten eines Paares erweitern. „Der Prozess der Traumaverarbeitung ist ein kontinuierlicher Prozess, welcher die Funktion von Familie einschränken oder erweitern kann“, beschreiben Alexander Korritko und Karl Heinz Peyer (Korittko, Peyer 2013:60).

Pflegefamilien, die sich auf die spannende Reise und die Herausforderung eingelassen haben, mit einem - mit seiner Vorgeschichte angenommenen - Kind auf einem manchmal stürmischen Meer zu segeln, sollten sich nicht scheuen, Paarkonflikte in einem für sie passenden Rahmen zu reflektieren. Unterstützung und Selbstfürsorge sind für Familien, in denen ein alltäglicher Umgang mit traumatischem Stress gefordert ist, wesentliche Bestandteile, die zum Gelingen des Familienlebens und der Paarbeziehung beitragen.

Familienressourcen

Familien, denen es gelingt mit den besonderen Herausforderungen der Pflegeelternschaft so umzugehen, dass aus eigenen Kräften ein neues Gleichgewicht entstehen kann,

verfügen häufig über folgende Fähigkeiten und Kraftquellen (Korittko, Pleyer 2013:62):

- Sie erkennen schnell, dass die Familie mit einem traumatischen Ereignis oder einer Serie von Ereignissen umgehen muss, und mobilisieren dafür Energie und Ressourcen
- Sie richten ihre Aufmerksamkeit schnell von einem betroffenen Familienmitglied auf die gesamte Familie und erkennen das Trauma als eine Herausforderung für alle
- Sie bleiben nur kurz bei Fragen der Schuld stecken und konzentrieren sich auf eine gemeinsame Veränderung der Situation
- Sie zeigen in Zeiten der Krise eine erhöhte Kooperation und wissen, dass sie als Team gegenseitige Geduld, Rücksicht und Akzeptanz aufbringen müssen
- Sie sind es gewohnt, offen und direkt, verbal und nonverbal ihre Gefühle füreinander auszudrücken, besonders Freude, Anerkennung und Verbundenheit, aber auch Trauer, Schmerz und Verzweiflung
- Sie sprechen über fast alle Themen miteinander und haben Freude daran, unterschiedliche Standpunkte auszutauschen
- Sie sind gerne zusammen, sind stolz darauf, ein Teil dieser Familie zu sein, und sprechen mit Stolz übereinander
- Sie nehmen unterschiedliche Rollen in der Familie ein, wie beispielsweise den Haushalt führen, für das Familieneinkommen sorgen, Kontakte mit anderen pflegen usw. Dabei können die Aufgaben von mehr als einer Person ausgeführt werden, sodass die Familie weiter überlebt, wenn jemand seine Rolle nicht mehr ausfüllen kann
- Sie haben Zugang zu Hilfsmöglichkeiten innerhalb und außerhalbe der eigenen Familie und wissen, dass sie von anderen Menschen Unterstützung annehmen können, weil andere auch auf ihre Hilfe rechnen können
- Sie können mit emotionalen Ausbrüchen bei sich selbst oder anderen umgehen, ohne gewalttätig zu werden, egal wie hoch der zu ertragende Stress ist
- Sie wissen, dass Alkohol, Drogen, Medikamente nicht dazu geeignet sind, Stress zu reduzieren

Diese unterschiedlichen Familienressourcen sind in den meisten Familien weder in der gesamten Bandbreite vorhanden, noch fehlen sie zur Gänze. Eine gemeinsame Beschäftigung mit den Ressourcen einer Partnerschaft und einer Familie kann die Aufmerksamkeit weg vom Gefühl der Hilflosigkeit lenken und die gegenseitige Wertschätzung wie auch die Kraft für die Fortsetzung einer gemeinsamen Reise als Paar und als Familie fördern und unterstützen.

Literatur:
- Alexander Korittko, Karl Heinz Pleyer: Traumatischer Stress in der Familie. Systemtherapeutische Lösungswege. Vandenhoeck & Ruprecht, 2013 (3)

Quelle: VS Dobl, Kinder der 4. Klasse

PFLEGEELTERN SEIN und EIN PAAR BLEIBEN

Barbara Apschner im Gespräch mit Jutta Eigner

Sie bieten ein Seminar zum Thema „Pflegeeltern sein und ein Paar bleiben“ an. Was passiert denn, wenn aus einem Paar ein Elternpaar wird?
Wie mir scheint verändert sich alles, wenn ein Kind in die Familie kommt, beispielsweise die erarbeiteten Alltagsroutinen oder der Anteil an gegenseitiger Aufmerksamkeit. Hat ein Paar viel gegenseitige Fürsorge genossen, ist die Beelterung nun für das Kind nötig und sinkt dem Partner gegenüber auf ein Mindestmaß.
Oft verändern sich auch die Beziehungen in den Herkunftssystemen von Mann und Frau, wenn die eigenen Eltern zu Großeltern gemacht werden. Es entstehen neue Dynamiken, neue Chancen aber oft auch neue Probleme. Stellen wir uns vor, ein Paar lebt dahin und es funktioniert ganz gut mit Eltern und Schwiegereltern, weil jeder seinen Alltag hat. Wenn nun plötzlich ein Enkelkind kommt, haben auch die Großeltern Erwartungen. Manche wollen von dem Enkelkind viel miterleben und dringen womöglich wieder mehr in das System der Jungfamilie ein, weil es nun einen Anreiz gibt. Es gibt aber auch das Gegenteil, dass die jungen Eltern auf die Großeltern setzen und die sagen „Nein, wir haben unsere Kinderbetreuungsaufgaben erledigt, wir haben Anderes vor“. Das Spannende dabei ist, dass solche Situationen eigentlich immer nur das eigene Kind der Großeltern regeln kann und nicht das Schwiegerkind. Wenn es gilt, die Großelternschaft zu gestalten, treten auch die eigenen Eltern-Kind-Beziehungen wieder deutlicher hervor.

Ist die erste Zeit, in der Paare Eltern werden, die kritischste für die Paarbeziehung und gibt es weitere kritischen Phasen im Zusammenleben von Paaren?
Statistiken verzeichnen die höchste Trennungsrate im ersten Lebensjahr des ersten Kindes. Viele junge Eltern sind nicht gewappnet für die großen Herausforderungen und die vielen Veränderungen. Oft fehlt auch das Unterstützungsnetz der Großfamilie. Wenn Großeltern zwischendurch nicht einspringen, müssen sich Eltern rechtzeitig Babysitterkapazitäten aufbauen. Eine weitere riskante Phase ist das Ende der Karenz, wenn die Frau - denn meistens sind die Frauen im Karenz - wieder in den Beruf zurückzukehrt und die Mehrbelastung beginnt. Das bedeutet natürlich viel mehr Stress im Alltag. Sobald nur irgendeiner im Team eine Krise hat und zum Beispiel krank wird, gibt es einen Kapazitätsengpass. Meistens laufen diese Systeme nur, wenn alle gesund sind und es

gibt keinen Puffer. Der Übergang ins Berufsleben ist also oft sehr anspruchsvoll.

Später sind Paare wieder sehr gefordert, wenn die Kinder in die Pubertät kommen. In dieser Zeit muss man aufpassen, dass man wechselseitige Schuldzuweisungen vermeidet und nicht die Erziehung des anderen verantwortlich macht, wenn heftigere Probleme auftauchen. „Schau, was mit deiner Erziehung geworden ist...“, hört man immer wieder. In der Pubertät kann es schon passieren, dass Eltern sich manchmal hilflos fühlen. Als Team zusammen zu rücken und im Bedarfsfall auch Hilfe von Außen zu beanspruchen, ist ein guter Weg. Pflegeeltern sind insofern privilegiert, als sie es gewohnt sind, professionelle Hilfe anzunehmen. Beratung und Erziehungshilfe sind für sie etwas ganz Normales, wohingegen das leiblichen Eltern oft viel schwerer fällt.

Die nächste Herausforderung kommt, wenn die Kinder anfangen auszuziehen und es darum geht, die Partnerschaft wieder gut zu füllen. Wir haben uns durch unsere Kinder wahrscheinlich 20 oder 25 Jahre gut unterhalten lassen und nun gibt es ein Vakuum und man muss Neues finden, um die Partnerschaft wieder gemeinsam lebendig zu gestalten.

Gibt es in diesen Punkten Unterschiede zwischen leiblichen und Pflegefamilien?
Alles was ich bisher erwähnt habe - und das ist noch lange nicht vollständig - kann mit einem Pflegekind noch intensiver verlaufen. Die Abklärung der Beziehungen in der Großfamilie kann anders erfolgen, weil bei der Entscheidung für ein Pflegekind auch mit Skepsis der Verwandten zu rechnen ist. Dann muss zusätzliche Überzeugungsarbeit geleistet werden. Oder es ist Enttäuschung da, weil die Kinder von vornherein nicht so wohlwollend aufgenommen werden. Hinzu kommt das ganze Herkunftssystem der Pflegekinder und die Zusammenarbeit mit den Behörden. All diese zusätzlichen Aufgaben machen es sicher nicht einfacher. Das meine ich nicht negativ. Es ist bloß komplexer und birgt daher mehr Möglichkeiten für Herausforderungen.
Und natürlich haben die Pflegekinder eine eigene Geschichte, die man nicht vollständig kennt und deren Auswirkungen erst im Alltag deutlich werden. Wie kann man diese Geschichte in das Eigene integrieren und bestmöglich fördern und betreuen? Auch da gibt es zusätzliche Herausforderungen, die ja ohnehin immer Thema bei Pflegeeltern sind.

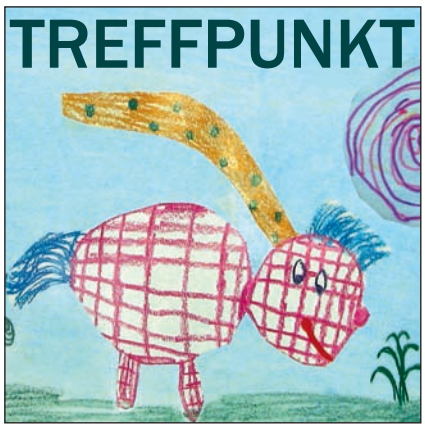
Bei Pflegekindern gibt es von Seiten der Eltern vielleicht noch mehr das Gefühl etwas gutmachen oder besser machen zu müssen und noch mehr auf die Bedürfnisse des Kindes eingehen zu wollen...
Pflegeeltern erleben die Bedürftigkeit der Kinder oft noch stärker. Zum Glück gibt es dieses wirklich gute Unterstützungssystem in Form von Einzel- und Gruppenberatungen und Fortbildungen. Hier ist immer wieder Thema, dass die Eltern nicht etwas wettmachen können, was nicht in ihrer Verantwortung lag.

Gibt es noch andere „Fallen“?
Ein weiteres wichtiges Thema sind Erziehungsfragen. Ein Paar, das keine Kinder zu erziehen hat, unterhält sich ja nicht über Erziehungsfragen. Im Normalfall kommen diese Fragen erst im Tun. Dabei merkt man wie unterschiedlich die Vorstellungen und Wertigkeiten sein können. Der einen ist es wichtig, dass das Kind möglichst höflich ist, „bitte“ und „danke“ sagt und lernt, die Hand zu geben, wenn es grüßt. Der andere sagt „Lass das Dressieren, das kommt ohnehin früh genug, wenn das Kind versteht, dass das hilfreich ist.“ Hier prallen oft kulturelle Welten aufeinander. Andere strittige Themen sind die Essmanieren, die Sauberkeit oder Gebote und Verbote und deren Einhaltung. Wie werden überhaupt die Rollen verteilt? Der oder die eine ist meist der/die Strengere, Konsequentere, während der oder die andere vielleicht verspielter ist. Da können auch Eifersuchtsgefühle entstehen nach dem Motto: „Ich schimpfe den ganzen Tag und dann kommt der Papa heim und ist der Star, weil er eine halbe Stunde ein Buch vorliest, bevor die Kinder schlafen gehen...“

Ebenso wichtig ist, wie man mit Meinungsverschiedenheiten umgeht. Wann und in welchem Setting geschieht das und bin ich beherrscht genug es aufzuschieben, bis alles in Ruhe besprochen werden kann? Weniger förderlich ist es, Differenzen in der Erziehung gleich vor den Kindern auszutragen. Eine Grundregel lautet, dass die Person, die schon in einem Konflikt mit den Kindern ist, diesen auf seine oder ihre Art beenden soll. Im Nachhinein kann man dann darüber reden: „Du, ich hätte das so oder so gemacht - was meinst du...?“. Solche Gespräche in Ruhe und mit ein paar Kommunikationsregeln wie Ich - Botschaften zu führen, erhöht die Chance auf einen guten Kompromiss.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Barbara Apschner ist Dipl. Lebens- und Sozialberaterin, mit Schwerpunkt für Familien-, Erziehungs- und Paarberatung. Seminartätigkeit für Eltern, Pädagogen/innen und Jugendliche zu den Themen Sexualerziehung, Kommunikation und Gewaltprävention. Für die alternative:pflegefamilie arbeitet sie in der Besuchsmoderation, der Gruppen- und Einzelberatung.



PFLEGEPLATZ

Können Sie uns ein wenig über die Geschichte Ihrer Familie erzählen?
Unsere Geschichte als Familie begann, als mein Mann und ich vor 22 Jahren heirateten. Wir bekamen sehr schnell unsere erste Tochter und gleich darauf die zweite. Während der zweiten Schwangerschaft fühlte ich mich oft recht müde und bei der Geburt wurde festgestellt, dass ich an Leukämie erkrankt war. Ich war lange krank und hatte unglaubliches Glück zu überleben. Das war ein großer Einschnitt. Mein Mann konnte Gott sei Dank in Karenz gehen, eine Oma schaute auf die ältere Tochter und eine auf die jüngere. Ich brauchte etwa fünf Jahre bis ich mich wieder halbwegs fit fühlte. Damals hatten mein Mann und ich als Dank für mein Überleben den Wunsch ein Kind zu adoptieren. In diesem Zusammenhang haben wir uns auch mit der Frage beschäftigt, ob wir uns nicht ebenso ein Pflegekind vorstellen könnten. Ich war vorher Erzieherin und so passte es gut. 2001 fing ich an als passagere Pflegemutter zu arbeiten und 2006 machte ich die Ausbildung zur Familienpädagogin. In den ersten Jahren waren vor allem Babys bei uns untergebracht. Nachdem mein Mann immer im Schichtdienst arbeitete, dauerte es ungefähr sechs Jahre, bis uns „die Luft ausging". Die Nachtdienste und die wechselnden Babys waren zu viel geworden und wir hatten das Bedürfnis nach mehr Ruhe. Ein Dauerpflegekind konnten wir uns aber gut vorstellen. So kam Jakob im Alter von neun Jahren in unsere Familie. Er ist aktuell siebzehn Jahre. Vor sechs Jahren folgte Tim, der im Moment zehn Jahre alt ist.

Sie und Ihr Mann haben als Paar schon sehr viele Herausforderungen durchlebt. Glauben Sie, dass Pflegeelternschaft spezielle Anforderungen an ein Paar stellt?
Ich glaube schon, dass es hier Besonderheiten gibt. Ich muss sagen, dass mein Mann und ich nicht wirklich Psychohygiene wie andere Paare betreiben, die sich jeden Monat eine gewisse Zeit für sich frei nehmen. Wir haben gestern gemeinsam überlegt, was uns stattdessen zusammengeschweißt hat und warum wir weiterhin zusammen sind.
Das, was wir bei unseren eigenen Kinder vermisst haben - nämlich die Baby-Zeit - durften wir als Pflegeeltern noch einmal erleben. Wir empfanden das beide als großes Geschenk, auch wenn die Kinder in der passageren Pflege immer nur für einen gewissen Zeitraum bei uns waren. Das hat mit unserer persönlichen Geschichte zu tun. Ich musste meine Kinder ja zurücklassen. Meine Transplantation fand in Wien statt und weder mein Mann noch ich wussten, ob ich je wieder zurückkommen werde. Deswegen empfanden wir es immer als besonderes Geschenk, wenn wir ein Baby auf der Klinik in Pflege abholen konnten. Da geht einem schon das Herz auf.

Auch die Konflikte haben uns letztlich eher zusammengeschweißt als getrennt. In unserer Partnerschaft bin ich eher der emotionale Typ, während mein Mann eher sachlich ist. Wir haben auch ein typisches Rollenbild. Mein Mann ist keiner, der staubsaugt und kocht. Er ist für die körperliche Arbeit in unserer Landwirtschaft zuständig. Und ich für die Kinder. Ich bin oft verzettelter oder lasse mich durch irgendwelche Gefühle abbringen. Er ist klar, sachlich und bringt die Dinge auf den Punkt. Auch mit den Kindern ist er sicher der, der schneller Ordnung schafft. Mit mir diskutieren alle. Mein Mann und ich arbeiten beide sehr gerne und fühlen uns nicht unbedingt wohl, wenn wir faulenzen. Auch das haltet uns zusammen. Das tut wahrscheinlich auch den Kindern gut, weil sie unsere Geschlossenheit sehen. Uns ist beiden der Bauernhof wichtig, wir wollen beide biologische Lebensmittel produzieren. Das macht uns Spaß und das erleben die Kinder.

In unserer Familie gibt es auch viele Konflikte, weil die Kinder sehr verschieden sind. Die ganz groben Konflikte konnten wir beide allerdings alleine nicht

lösen. Dafür mussten wir uns Hilfe holen. Als Jakob zu uns in Dauerpflege kam, reagierten unsere leiblichen Töchter mit starker Eifersucht. Unsere Mädchen hatten sehr gut akzeptieren können, wenn Kinder vorübergehend bei uns lebten. Die Kinder waren klein und gingen wieder. Jakob war damals neun Jahre alt und die Mädchen elf und dreizehn. Es gab die totale Konkurrenz. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass auch größere Kinder noch so eifersüchtig sein können. Außerdem war ich damals noch überzeugt, dass wir alle Kinder gleich behandeln müssen und dass ich keine Abstufungen zwischen unseren Töchtern und dem Pflegekind machen möchte. Unsere Töchter waren extrem grausam zu Jakob. Sie sagten vor ihm, dass sie ihn nicht aushalten, dass er verschwinden soll und dass er nicht unsere Stammfamilie zerstören soll.

Als wir die Situation nicht in den Griff bekamen, ließen wir uns beraten. Da hieß es, wir müssten unseren Töchtern die „Alpha-Stellung“ einräumen und könnten nicht alle Kinder gleich behandeln. Wir befolgten diesen Rat, obwohl es eine Überwindung war. Wir erklärten den Mädchen, dass sie für uns immer die Nummer eins bleiben werden, dass wir immer voll für sie da sein werden und dass Jakob sich unterordnen müsse. Jakob gaben wir zu verstehen, dass unsere Mädchen schon so viele Jahre bei uns sind und eben sehr viel Zuwendung brauchen. Wir baten ihn, darauf Rücksicht zu nehmen. Sobald wir das ausgesprochen hatten, wurde es besser. Das erstaunt mich heute noch.

Wenn ich wieder auf meinen Mann und mich zurückkomme, so trauten wir uns immer viel zu, weil wir am Anfang unserer Beziehung diese Extremsituation erlebt haben, die für uns die Wertigkeiten komplett verschoben hat. Das merkt man. Wir sind auch beide in Familien hineingeboren, wo wir gelernt haben, dass man etwas aushaltet und nicht gleich davonläuft. Und wir hatten Vater und Mutter immer an unserer Seite. Das ist vielleicht auch ein Grundstock für unser Leben als Pflegefamilie. Als Tim zu uns kam, waren wir sein fünfter Pflegeplatz, d.h. er hatte schon eine Reihe von Beziehungsabbrüchen hinter sich. Tim und Jakob sind fast acht Jahre auseinander. Als Tim kam, lebte Jakob dasselbe aus wie unsere Töchter bei seiner Ankunft. Der Kleine reagierte sehr stark auf den Wechsel. Er war zwei Monate lang sehr angepasst und dann ging es los. Wenn Besuch kam, räumte Tim beispielsweise das ganze Vorhaus ab, die Bilder, die Kleidungsstücke... . Auf jede Veränderung reagierte er stark und wenn er nicht maximale Aufmerksamkeit bekam, inszenierte er. Tim war anstrengend für alle. Er nahm den anderen Kindern die ganze Aufmerksamkeit weg. Jakob wollte ihn „weghaben“. Das sagte er einerseits direkt. Andererseits unterstellte er Tim bestimmte Vergehen. Er zerstörte Handys, versteckte den Autoschlüssel oder Fernseh-Karten etc. Auch die Mädchen merkten, dass es bei uns keine Ruhe mehr gab. Wir konnten keinen Besuch mehr empfangen und nirgends

Quelle: VS Dobl, Kinder der 4. Klasse

mehr hingehen. Tim reagierte vor allem nach außen hin. Größere Menschenmengen hielt er nicht aus. Unsere Kinder trauten sich mit uns nirgends mehr hin. Sie schämten sich für uns, für Tim und für diese Inszenierungen.

Das war einer der Punkte, wo ich merkte, dass sich etwas ändern muss, damit ich meinen Mann und meine Familie nicht verliere. Wenn mein Mann mit den Kindern keine Ruhe mehr finden kann, wenn er nicht mehr nach Hause kommen und ein paar Stunden ausruhen kann, wenn er sagt: „Es wäre mir lieber, ich bleibe in der Arbeit", dann schrillen alle Alarmglocken. Bei Tim schalteten wir dann einen Psychologen ein. Zuerst kamen die anderen Kinder an die Reihe.
Wir hatten zwei Sitzungen und schon das half uns allen sehr. Der Psychologe erklärte den Kindern, dass sie sich Tim gegenüber wehren dürfen und nichts mit ihm tun müssen. Ab dem Zeitpunkt ging es besser. Mit Tim selbst wurde extra gearbeitet. Er bekam psychologische Betreuung und wir bekamen alle Hilfen, wie wir ihn beruhigen können. Ich selbst ging ebenfalls in die Beratung, zur Pflegeelternrunde und zu allem, was ich bekommen konnte. Auch die Zeit arbeitete für uns. Nach zwei Jahren hatten wir das Gröbste hinter uns. Inzwischen haben wir uns an Tim gewöhnt und es können auch Sachen kommen, die nicht mehr angekündigt werden und er hält das aus. Er ist dann nervöser, aber wir haben das im Griff.

Glauben Sie, dass Sie als Paar andere Dinge gelernt haben als Paare, die keine Pflegeeltern sind?
Das glaube ich schon. Einmal ist es die Toleranz, dass man die Herkunftseltern annehmen kann wie sie sind und nicht beurteilen darf. Wir haben vor allem durch die familienbegleitende Pflegeplatzunterbringung viel gesehen und gemerkt, dass wir selber sehr klar sein müssen, was wir genau wollen oder wie viel wir von unserer Familie preisgeben. Anfangs waren wir weniger abgesteckt und wollten auch helfen. Da haben wir unsere Räumlichkeiten ein bisschen zu weit aufgemacht. Wir hatten beispielsweise einmal einen Papa, der meinte, er könnte unser ganzes Haus besichtigen. Er kam und riss jede Türe auf, ging überall hinein und prüfte ob alle Kleidungsstücke sauber sind. Inzwischen bin ich gewappneter, was da alles kommen kann und setze klarere Grenzen.

Meinem Partner und mir wurde auch bewusste, dass jeder das Recht hat, irgendwo glücklich zu sein. Auch die Kinder, woher sie auch kommen. Wir sind diesen Eltern immer dankbar, dass sie die Kinder in die Welt gesetzt haben. Auch wenn sie nur ganz kurz bei uns waren, sagten wir immer: „Gott sei Dank gibt es diese Herkunftseltern, die die Kinder in die Welt gesetzt haben". Das hat uns als Paar etwas gegeben. Vielleicht ist das auch die Dankbarkeit, die wir gegenseitig füreinander haben und die wir da weitergeben können.

Was würden Sie anderen Pflegeelternpaaren mitgeben wollen - solchen, die gerade erst starten und solchen, die vielleicht eine kritischere Zeit haben...
Mitgeben würde ich schon, dass man durchhalten muss. Es ist mit Pflegekindern teilweise ein sehr harter und ein genauso erfüllender Weg. Ich würde allen Pflegeeltern mitgeben, durchzuhalten um den Kindern etwas zu schenken. Das ist in diesem Bereich ganz intensiv möglich. Wir hatten auch die Zeiten, wo wir nicht wussten, wie es weitergeht. Das Scheitern wollten wir nicht und doch waren wir immer wieder knapp davor. Ich glaube aber, dass man in keiner anderen Form soviel weiterschenken kann wie als Pflegefamilie. Und man bekommt auch Geschenke von den Kindern. Tim hat zwei Jahre gebraucht bis er sagte „Und jetzt habe ich eine Mama...Jetzt bist du meine Lisa-Mama". Zuerst lehnte er mich total ab. Er hatte nie eine Mama. Alle Mamas mit denen er zu tun gehabt hatte, waren verschwunden. Und er ging davon aus, dass jede Frau mit ihm abbricht. Deshalb traute er sich bei mir zwei Jahre nicht, sich einzulassen. Das war sehr schwierig und brachte mich oft zum weinen.

Ich erinnere mich an den ersten Muttertag mit Tim im Kindergarten. Geplant war ein Mutter-Kind-Tag mit Frühstück im Wald. Tim lief immer davon und als einzige Mutter stand ich alleine da. Ich schämte mich so vor allen, aber es war nicht mein Versagen. Diese zwei Stunden waren emotional fast nicht zu machen. Tim ging zu allen anderen, umarmte sie, kuschelte mit den anderen Müttern. Nur ich hatte kein Kind... Wenn eben dieser Tim nach zwei Jahren sagt: „Du bist meine Lisa-Mama", dann bedeutet das unglaublich viel.
Inzwischen hat sich alles eingependelt und es ist nur mehr in Stresssituationen so, dass er sagt „Ich brauche dich nicht" oder „Ich gehe weg von dir". Das wissen wir, müssen wir nicht ernst nehmen. Wir antworten ihm dann: „Tim, wir haben dich trotzdem lieb, auch wenn du weggehen willst. Wir lassen dich eh nicht los." Dann geht es wieder...
Ich genieße aktuell die Zeit mit Tim, in der alle anderen Kinder schon erwachsen sind. Wir haben ihn jetzt alleine da und es ist schön, noch ein Kind zu haben. Das ist auch wieder ein Geschenk. Zuerst dachten wir, wir scheitern alle an ihm und jetzt können wir sagen „Schön, dass wir ihn noch haben". Er bringt uns das Kindliche, das wir vielleicht bei den anderen durch die Krisenunterbringungen weniger miterleben konnten...
Es ist gut zu sehen, was man geschenkt bekommt und die kleinen Fortschritte im Auge zu behalten. Zu sehen, wie man bei einem Kind mit einer verwundeten Seele gewisse Dinge auch heilen kann.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Das Gespräch führte Jutta Eigner.

An alle Pflegefamilien
An alle Adoptivfamilien
und alle, die das noch werden wollen...

Einladung zum Maiwirbel

In diesem Jahr wollen wir es - anstelle von Maiausflug und Adoptivfamilienausflug - in unserem Haus so richtig wirbeln lassen. Wir laden Sie ein zum Maiwirbel mit Kinderprogramm und Jause...

Wann? 22.05.2015 - 14:30 - 18:30
Wo? Hilmteichstraße 110, 8010 Graz

Damit das Fest gut gelingt, bitten wir Sie um Anmeldung bis 10.05.2015
bei Elisabeth Untersberger unter 0316/822 433-310 oder elisabeth.untersberger@pflegefamilie.at.

KONTAKTSTELLE Anonyme Geburt

Dr. Christa Pletz
(Kontaktstelle Anonyme Geburt)
im Gespräch mit Jutta Eigner

Sie arbeiten bei der Kontaktstelle „Anonyme Geburt“ der Caritas. Können Sie uns diesen Bereich ein wenig vorstellen?

Die Kontaktstelle „Anonyme Geburt“ wurde im Jahr 2001 parallel zur Ermöglichung der anonymen Geburt und zur Einführung der Babyklappe in Österreich errichtet. Ziel war es, betroffene Frauen während der Schwangerschaft zu erreichen und ihnen Information, Beratung, Begleitung und Unterstützung anzubieten. Dazu wurden eine Hotline und ein Büro für Beratungen eingerichtet. Außerdem war es wichtig, Öffentlichkeitsarbeit zu betreiben, um betroffene Frauen zu informieren und Verständnis und Toleranz für diese Frauen zu erwirken. Frauen, die sich von ihren Kindern trennen, haben in unserer Gesellschaft eine ganz schwierige Situation. Sie werden als „Rabenmütter“ oder als verantwortungslos bezeichnet und schämen sich auch vielfach für diesen Schritt...
Die dritte Funktion der Kontaktstelle ist eine koordinierende Arbeit für alle befassten Einrichtungen - Standesämter, Jugendämter und Krankenhäuser. Es wurden auch Ablaufpläne für anonyme Geburten stellt, die immer wieder gemeinsam überarbeitet werden.

Wie stark wird die Kontaktstelle genutzt?

Die anonyme Geburt war von Anfang an ein Randthema. Es gibt in der Steiermark jährlich 5 bis 12 anonyme Geburten, jedoch mehr betroffene Frauen, die sich melden und vorher oder nachher einen anderen Weg finden. Manchmal ist es eine reguläre Adoptionsfreigabe, öfter entscheiden sie sich gleich nach der Geburt für ihr Kind. Viel seltener kommt es vor, dass das Kind bereits bei der angehenden Adoptivfamilie ist und zurückgeführt wird. Ich habe bisher drei Frauen bei einer Rückabwicklung begleitet, die prinzipiell bis zur Rechtskraft des Adoptionsvertrages möglich ist. Wir haben daraus gelernt, dass man allen Beteiligten Begleitung zur Seite stellen muss und sie nicht sich selbst überlassen kann. Ich bin in diesen Fällen klar parteiisch für die anonyme Mutter. Das Jugendamt begleitet ebenfalls und entscheidet über die Vorgangsweise.

Können Sie uns ein Bild von den Frauen geben, die sich an die Kontaktstelle wenden...

Die meisten sind Steirerinnen. Ungefähr die Hälfte meldet sich im Vorfeld und die andere Hälfte kommt ohne vorherigen Kontakt ins Krankenhaus. Auch diese Frauen sind in der Regel gut informiert. Wir evaluieren jede anonyme Geburt, d.h. wir erfassen ungefähr das Alter der Frau, die Lebenssituation, ob sie in Partnerschaft ist oder nicht, ihre berufliche Situation, ob es bereits Kinder gibt, wie die Familiensituation aussieht und ob sie Österreicherin oder

Migrantin ist. Wir machen das, um besonders auf diese Gruppe einzugehen. Ergebnis ist, dass die Frauen aus allen sozialen Schichten bis hin zur Akademikerin kommen. Mehr als zwei Drittel sind schon Mütter und leben auch großteils mit diesen Kindern. Der Anteil an Migrantinnen liegt bei 10 - 15%, wobei ein uneheliches Kind in diesem Fall oftmals „die Ehre der Familie beflecken“ würde.

Gibt es Verbindendes zwischen den Schwangeren, die sich beraten lassen?

Zumeist sind es verdrängte, verheimlichte Schwangerschaften bzw. solche, die erst jenseits der Frist für einen Schwangerschaftsabbruch bemerkt wurden. Wenn dazu schwierige Umstände kommen, wird eine anonyme Geburt oft als Lösung gesehen. Anfangs vermutete man, dass vor allem junge Mädchen anonym gebären werden, die noch sehr naiv und nicht aufgeklärt nicht. Der überwiegende Teil der Mütter ist jedoch zwischen 20 und 35 Jahre alt. Es gibt auch sehr junge Mädchen und die älteste Frau war meines Wissens 47 Jahre alt. Die anonyme Geburt verteilt sich also über die ganze Gruppe im klassisch gebärfähigen Alter.

Die Probleme dahinter sind sehr vielfältig und es sind immer mehrere gleichzeitig. Wirtschaftliche Probleme werden genannt, mangelnde Unterstützung, große psychische Belastung, Krankheit (auch psychische Erkrankungen) oder Druck von irgendeiner Seite. Natürlich gibt es immer die Komponente, dass die betroffenen Frauen sich einfach nicht vorstellen können, dass es funktioniert. Gleichzeitig handeln sie sehr verantwortungsbewusst. Es sind Frauen, die vorausdenken, die es in ihrer aktuellen Situation nicht schaffen und die sich gleich von Anfang an von ihrem Kind trennen wollen, damit es eine gute Chance hat. Das Thema „Wie geht es für das Kind weiter?“ ist für alle Frauen wichtig. Kommt es wirklich in eine Familie? Wenn nicht, hat eine Frau zu mir gesagt, dann probiere ich es selbst, weil so gut wie in einem Heim schaffe ich es auch...

Was kommt in Ihren Beratungen auf jeden Fall zur Sprache?

Frauen, die zu mir in die Beratung kommen, erzählen von ihrer Situation soviel sie möchten. Sie erfahren, wie eine anonyme Geburt ablaufen würde und dass wir keine Fragen nach dem „warum und wieso“ stellen. Wir betrachten die Situation und was die Frau braucht. Alternativen zur anonymen Geburt werden angesprochen, d.h. Pflegeplatzunterbringung, Mutter-Kind-Unterbringung, die Angebote des Jugendamtes und die reguläre Adoptionsfreigabe. Vielfach haben die Frauen aber bereits alle Möglichkeiten im Kopf durchgespielt und oft Nächte lang nicht geschlafen. Einige schaffen keinen Telefonkontakt und melden sich per Email.

Einen großen Druck erzeugen die notwendigen Voruntersuchungen. Die Frauen wissen, sie sind z.B. in der 35. Schwangerschaftswoche und hatten noch keine Untersuchung. Gleichzeitig trauen sie sich nicht ins Krankenhaus. Dann geht es darum, diese Hürde zu nehmen und sie zu einer anonymen Voruntersuchung anzukündigen oder zu begleiten. Das funktioniert mit einem Codenamen. Wir besprechen auch den genauen Ablauf einer anonymen Geburt: Wie geht das mit der Organisation des Haushaltes und der Kinderbetreuung? Welche Ausrede erfinde ich für meine Familie?
Was die meisten Frauen sehr berührt ist, dass die Kinder einmal Fragen nach ihrer Herkunft stellen werden. Deswegen ist es wichtig, zumindest ein Formblatt mit ein paar Informationen auszufüllen (Aussehen, berufliche Situation, Vorlieben, Hobbies, Angaben über den Vater, medizinische Details) oder einen persönlichen Brief zu schreiben und vielleicht ein Andenken zu hinterlassen. Wir besprechen, wie es möglich sein wird, zu erfahren, wie es dem Kind später geht und dem Kind einen Namen mitzugeben.

Die Reaktionen bei der Geburt selbst sind sehr unterschiedlich. Manche Frauen sagen, sie wollen nicht einmal das Geschlecht wissen. Manche geben einen Namen. Manche halten das Kind kurz und manche gehen es in der Klinik besuchen. Wenn ein Brief für das Kind da ist, bekommt ihn das Kind im Normalfall später ausgehändigt. Aber nicht alle Mütter können dazu ermutigt werden. Manche schaffen es auch nicht, dieses kleine Infoblatt auszufüllen. Oft steckt die Befürchtung dahinter, dass das Kind ihnen nicht verzeihen und ihren Entschluss nicht verstehen wird.

Gibt es auch Bezüge zu den Vätern?

Die Väter kommen nur ganz selten vor. In unseren Gesprächen werden sie natürlich thematisiert. Manchmal wissen die Väter von der Schwangerschaft, oft wollen sie nichts damit zu tun haben. Einige Väter befürworten eine anonyme Geburt oder überlassen die weitere Vorgehensweise der werdenden Mutter. Wenige Paare entscheiden gemeinschaftlich. Ebenso gibt es vereinzelte Fälle, wo die Frauen die Väter gar nicht kennen. Dass ein Paar gemeinsam in die Beratung gekommen wäre, habe ich noch nie erlebt.

Was sollten Adoptiveltern beherzigen, wenn ihr Kind anonym geboren wurde?

Wichtig scheint mir, die positiven Seiten der anonymen Mutter anzuschauen und sich zu besinnen, was man einem Kind in jedem Fall sagen kann. Beispielsweise, dass

die Mutter das Leben gegeben hat; dass sie in einer schwierigen Situation war, in der sie keine andere Lösung sah; dass sie dafür gesorgt hat, dass das Kind sicher in einem Krankenhaus auf die Welt kommen kann und dass sie dem Kind alles Gute und eine richtige Familie gewünscht hat. Schwierig ist vielleicht, irgendwann die Fantasien des Kindes im Hinblick auf die Mutter zuzulassen und zu fördern. Dazu braucht es den Mut, beispielsweise zu sagen: „Wie stellst du dir deine Mutter vor? Zeichne sie einmal…“.

Wichtig ist auch die Bereitschaft, Informationen weiter zu geben, wenn sich die Mutter nach abgeschlossener Adoption meldet. Sei es ein Foto vom Kind oder einen kurzen Bericht, wie es dem Kind geht. Die betroffenen Frauen sind ganz nervös, wenn sie das bekommen und es ist für sie schön zu sehen, wie sich das Kind entwickelt. Sie können dann ein bisschen loslassen. Der Informationsfluss ist allerdings nicht immer zweiseitig. Manche Mütter wollen von sich nichts preisgeben. Es gab leider auch Fälle, da kam nichts von der Adoptivfamilie. Einmal wartete eine Frau sehr lange und als das Kind sechs Jahre alt war, erhielt sie auf einmal viele Fotos und einen ganz lieben Brief. In anderen Fällen landen Fotos bei mir und ich erreiche die Mutter nicht mehr.

In Ausnahmefällen lernen sich die Eltern und die Mutter in einem neutralen Rahmen kennen. Das betrifft zwei, drei von den 105 anonymen Geburten, die wir bisher hatten. Dieser Weg ist immer offen. Die Anonymität für das Kind (schrittweise) aufzuheben ist immer möglich, auch wenn sich an der Adoption nichts mehr ändert. Man kann dem Kind damit ein Geschenk machen.

Das Pendant zum Gefühl der abgebenden Mütter, dass die Kinder ihre Handlung nicht verstehen und nicht verzeihen werden, scheint mir das Gefühl der Kinder zu sein, dass sie Schuld an der Abgabe hätten. Was würden Sie einem Kind antworten, das sich fragt, ob seine leibliche Mutter es geliebt oder gehasst hat?

Für die Mütter, die ich kenne würde ich sagen, dass sie ihre Kinder lieben. Für viele ist es eine klassische Überforderungssituation und ein Alleine-Gelassen-Sein von Familie und Partner. Manche Frauen sind bei der Geburt sehr nüchtern und zurückhaltend. Dann stellt sich die Frage, was dahinter steht. Hätte sie es geschafft, das Kind freizugeben, wenn sie sich auf mehr Emotionen eingelassen hätte?

Einige Frauen spüren, dass es ein größerer Akt der Liebe ist, sich jetzt vom Kind zu trennen, als es „irgendwie“ zu probieren und eventuell zu scheitern. Im Grunde sind diese Frauen sehr verantwortungsbewusst: sie sagen, wenn schon eine Trennung vom Kind, dann so, dass es die Chance hat in eine liebevolle, vollständige Familie zu kommen. Diese Vollständigkeit ist oft Thema…dass es zwei Elternteile gibt, die sich um das Kind kümmern und nicht nur „ich alleine, wo ich ohnehin schon mit den zwei anderen so überfordert bin“. Hinzu kommt, dass es heutzutage oft ein existentielles Problem ist, Alleinerzieherin zu sein. Nicht umsonst ist das die armutsgefährdetste Gruppe.

Was ist Ihr persönliches Anliegen in Ihrer Arbeit?

Wichtig ist mir, eine wohlwollende Unterstützung im Umfeld und in der Gesellschaft für anonym Gebärende zu fördern und Verständnis für die abgebenden Mütter aufzubauen. Dieses Thema liegt mir stark am Herzen. Anonym Gebärende erzählen oft, dass sie eine reguläre Adoption nicht durchstehen würden. Würden sie die Schwangerschaft nicht geheim halten und über ihre Adoptionspläne sprechen, bekämen sie so viele Negativmeldungen oder Ratschläge („Willst du es nicht doch wenigstens versuchen?“). Das ist für viele unvorstellbar. Eine Frau erzählte mir heuer, sie hatte sich gemeinsam mit dem Partner entschieden, das dritte Kind zur Adoption freizugeben. Ihr Arzt war dagegen und äußerte sich abschlägig. Sie hätte eine normale Adoptionsfreigabe und vielleicht sogar eine offene Adoption angestrebt, aber in ihrem Umfeld erwies es sich als nicht möglich. Sie ging dann nicht mehr außer Haus und entschied sich für die anonyme Geburt. Selbst die eigene Mutter hätte sie verurteilt, sagt sie. Manche junge Frauen wählen die anonymen Geburt im Unterschied zur Adoptionsfreigabe und sagen es auch den Eltern nicht, weil sie merken, dass die Eltern ohnehin schon belastet sind oder ihre Entscheidung das Kind zur Adoption freizugeben nicht mittragen und sie überreden würden, einen anderen Weg zu wählen.

Die Frauen stehen unter einem unheimlichen Druck: die Schwangerschaft darf keiner bemerken, es muss alles logistisch reibungslos laufen, Ausreden für den Krankenhausaufenthalt müssen gefunden werden, die Frau muss dann schnell wieder funktionieren und auch möglichst schnell wieder vergessen… Viele drängen die Freigabe weit weg. Auch Jahre danach darf es keiner wissen. Stattdessen haben die Frauen panische Angst, jemand (oder der neue Partner) könnte etwas erfahren. Dabei wäre im Grunde eine offene Adoption für alle der beste Weg, wenn sie entsprechend begleitet wird…

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Das Gespräch führte Jutta Eigner.

Nachlese zum Kinonachmittag „Das Kind in der Schachtel", zu dem der Pflegeelternverein Steiermark am 9.10.2014 ins Rechbauerkino eingeladen hat. Die Regisseurin Gloria Dürnberger war anwesend und beantwortete im Anschluss an den Film Fragen, die es hier in Auszügen zum Nachlesen gibt.

2008 gab es die ersten Impulse zu Ihrem Film „Das Kind in der Schachtel", der 2014 fertiggestellt wurde. Haben Sie während der Entstehung des Films auch Momente erlebt, in denen Sie Zweifel hatten, ob es der richtige Weg ist, Ihre Geschichte in dieser Offenheit zu erzählen?
Zweifel hatte ich seit der Entscheidung nicht mehr. Aber es war natürlich eine Berg- und Talfahrt. Letztlich spielte auch der Wunsch eine Rolle, andere Leute anzustecken, sich ihrer eigenen Vergangenheit zu stellen. Es war mir immer ganz wichtig, dass das kein privates Therapieprojekt in Filmform ist. Es sollte auch etwas Universelles bekommen, damit viele Menschen in verschiedenen Lebenssituationen etwas für sich entdecken können.

Sie sind in einer Pflegefamilie groß geworden und hatten regelmäßigen Kontakt zu Ihrer psychisch kranken leiblichen Mutter Margit. Hat es Momente gegeben, in denen Sie mit Fragen der Schuld gekämpft haben, die Sie einerseits Ihrer Mutter anlasten oder die Sie auch bei sich selber finden?
Seit ich auf der Welt bin, ist Schuld ein riesiges Damoklesschwert. Ich bin mit der Erzählung aufgewachsen, mein Vater habe meine Mutter heiraten wollte und sie wären sehr glücklich gewesen. Als ich dann unterwegs war, habe mein Vater uns verlassen. Mit vier oder fünf Jahren gewann ich den Eindruck, dass ich das Leben meiner Mutter alleine mit meiner Anwesenheit in der Welt zerstört hatte. Dieses Bild trug ich mit mir herum, bis ich mit 18 Jahren meinen leiblichen Vater kennen lernte. Er erzählte mir, dass von Heirat nie die Rede gewesen war. Margit und er waren drei Monate zusammen und er hatte sie nie geliebt. Daraufhin wurde ich ziemlich wütend. Meine ganze Schuld stand plötzlich im Raum und ich fragte mich, warum ich mich nicht darauf verlassen konnte, dass Margit mir die Wahrheit sagt. Aber ihre Wahrheit war eben eine, die sie ertragen und mit der sie leben konnte.

Auch hat es immer geheißen: „Kümmere dich doch um deine arme, kranke Mutter!" Ich musste also den Mutterpart übernehmen. Margit war dann irgendwie meine Tochter, die ich versorgen musste. So empfand ich das zumindest und so gesehen war die Schuldfrage immer da.

Hat Ihr Film die Beziehung zwischen Ihnen und Ihrer leiblichen Mutter oder Ihrer Pflegemutter verändert?
Ich weiß jetzt mehr, wo ich stehe und kann meine leibliche Mutter ein Stück weit besser verstehen. Ich habe sie auch auf eine Art und Weise kennen gelernt, die mir sonst verwehrt geblieben wäre. Alleine dass sie einen so guten Humor hat, war mir vorher nicht bewusst. Meine Kamerafrau war beispielsweise ein totaler Fan von Margit. Alle waren immer ganz aufgeregt, wenn wir Margit getroffen haben, um mit ihr zu drehen. So mischte sich zur Scham, die ich ursprünglich für sie empfand, auch immer wieder Freude

über ihre positiven Seiten. Das hat unser Verhältnis verbessert, auch wenn es kein Happy End gibt. Weiterhin ist es sehr schwierig. Aber ich habe gelernt, mich besser abzugrenzen und für mich zu spüren, bis zu welchem Punkt ich ihr entgegen kommen kann und ab wann ich mich selbst dabei verletze.

Zu meiner (Pflege-)Mama hatte ich schon vorher ein sehr gutes Verhältnis. Nach meinem Mann ist sie die Person, die mich am meisten unterstützt und getragen hat. Durch den Film habe ich noch einmal erkannt, was ich an meiner Pflegefamilie habe und bin jetzt eigentlich richtig froh über alle typischen „Mamasachen“, die mir als Teenager auch auf die Nerven gegangen sind.

Was würden Sie Pflegeeltern raten zu archivieren, um den Kindern später die Aufarbeitung der Vergangenheit zu erleichtern?
Das Wichtigste ist meiner Meinung nach das Reden. Ich bin in den 80er Jahren aufgewachsen, als man noch dachte: „Wenn wir nicht darüber reden, dann gibt es auch kein Problem“. So wurde mir nicht gesagt, dass meine leibliche Mutter psychisch krank ist, wie ich damit umgehen soll und wo ich mich abgrenzen darf. Mir hätte die Erlaubnis geholfen, zu sagen: „Du bist nicht meine Mutter, das ist für mich nicht so.“ Das damals auszusprechen hätte mir einen langen Weg erspart. Negative Gefühle darf man ja nicht haben, man darf seine Mutter nicht hassen.

Pflegeeltern kann ich auf jeden Fall den Tipp geben, das Gespräch zu fördern und selbst wenn die Kinder nicht unbedingt drauf einsteigen das Gefühl zu vermitteln, dass man jederzeit darüber reden könnte. Auch für die nicht so schönen Sachen sollte es Platz und Raum geben. Für mich waren die Besuchskontakte sehr schwierig. Ich habe das einfach nicht gewollt. Es gibt andererseits auch Pflegekinder, deren Eltern sich nicht melden und die Kinder leiden darunter. Meine Mutter war stattdessen alle zwei Wochen da. Sie war mir immer zu nahe.

Manche Pflegeeltern empfinden es als Erleichterung, wenn Besuchskontakte ausbleiben. Sie haben die Besuche als Kind als Belastung empfunden. Aber wahrscheinlich ist es genauso schlecht, die Kontakte zu beenden, nur weil es kompliziert ist...
Das Wichtigste ist, dem Kind das Gefühl zu geben, dass es ein Mitspracherecht hat und selbst seine Grenzen stecken und Wünsche äußern darf: Will ich die Mutter sehen oder nicht? Will ich, dass sie in mein Kinderzimmer kommt oder nicht? Ich wehre mich gegen dieses Gefühl der Ohnmacht, wenn es heißt: „Du bist ja ein Kind. Du verstehst nichts und da fährt die Eisenbahn drüber“. Das hat mich am meisten belastet. Ich war in der Position, dass ich - wenn ich ein schlimmes Mädchen bin und nicht aufpasse - zur Strafe wieder zu meiner Mutter zurück muss.

Den Rest klärten die Erwachsenen. Diese Ohnmacht aufzulösen oder gar nicht entstehen zu lassen, ist für mich das Wichtigste.

Wie war die Beziehung zu ihren drei Geschwistern? Gab es für Unterschiede und Konflikte?
Es gab schon Rivalitäten die aber eher erst jetzt ausgetragen werden. Alles verlief unter dem gut gemeinten Deckmantel: „Alle sind gleich und deswegen müssen wir nicht darüber reden, weil wir sonst Unterschiede zwischen Pflegekindern und leiblichen Kindern machen müssen“. In jeder normalen Geschwisterbeziehungen gibt es wahrscheinlich Rivalitäten, da sind wir keine Ausnahme. Woran man sich dann aufhängt, ist vielleicht anders. Ich hatte immer das Gefühl, ich muss bereit sein, meine Koffer zu packen. Als ich mit fünf Jahren Streit mit meiner Schwester hatte, beschloss ich, auszuziehen. Ich wäre auf keinen Fall zu Margit gegangen, aber ich wusste, wenn es Probleme gibt, dann muss ich gehen. Das war eine innere Haltung, vielleicht doch nur zu Gast zu sein, auch wenn meine Familie mir das genaue Gegenteil vermitteln wollte. Das hat sicher auch damit zu tun, dass Margit immer wieder betont hat, dass sie meine Mutter ist und ich es mir in meiner Familie ja nicht zu bequem machen soll, weil sie mich irgendwann wieder holen kommt.

Wo kann man als Pflegeelternteil hier ansetzen?
Es geht um Offenheit und um die Möglichkeit, dass das alles bei Bedarf ein Thema sein kann. Ich persönlich wollte immer adoptiert werden. Seit ich denken kann, war das mein allergrößter Traum. Es hieß jedoch immer, Margit will das nicht und es tut ihr zu weh. Inzwischen kann man ja sogar als Kind den Namen der Pflegeeltern annehmen. Für mich wäre das ein sicheres Zeichen gewesen. Auf meine Schulhefte schrieb ich immer den Namen meiner Pflegefamilie. Die Lehrer waren dann verwundert, warum ich plötzlich anders heiße. Ich empfand es als klares Statement: „Ich will zu euch gehören.“ Inzwischen habe ich es übrigens geschafft und bin seit einem Jahr adoptiert. Aber selbst da musste Margit ihre Zustimmung geben und auch mein leiblicher Vater, der sich nie im Leben um mich gekümmert hat.

Uns wurde zu denken gegeben, dass wir unserem Pflegekind vielleicht die Wurzeln nehmen, wenn wir seinem Wunsch nachgeben, unseren Namen anzunehmen.
Wenn es sein Wunsch ist, ist es wichtig für ihn. Ich glaube, dass meine Wurzeln gar nicht nachzubringen sind. Das ist verloren. Man kann natürlich Dinge auffangen, aber die Wurzeln bilden sich am Anfang, sonst würden sie nicht Wurzeln heißen. Das ist etwas, was man nicht einfach so nachbringen kann, in dem man Wünsche ignoriert. Ich glaube, ich wäre mit einem gemeinsamen Namen sehr glücklich gewesen. Für mich war das immer eine ganz große Sache.

Wo fanden die Besuche ihrer leiblichen Mutter statt? Waren sie begleitet und wie lange dauerten sie?
Die Besuche fanden alle zwei Wochen immer für zwei Stunden statt. Sie waren immer bei uns Zuhause. Teilweise war meine (Pflege-)Mama dabei. Teilweise war ich mit Margit alleine, oft in meinem Kinderzimmer. Oft wusste ich überhaupt nicht, was ich mit der Frau soll. Wir standen dann da und ich hatte das Gefühl, ich muss sie jetzt irgendwie „bespaßen“ oder für sie die Tochter spielen. Margit war immer wie ein Eindringling. Sie war immer einen Schritt zu nahe. Man konnte ihr eigentlich gar nicht entgegen gehen...

Sind diese Besuchskontakte immer durchgelaufen oder waren sie einmal für einen längeren Zeitraum unterbrochen?
Bis ich zwanzig war, sind sie durchgelaufen. Wir haben sie auch in der Pubertät beinhart durchgezogen. Margit kam und ich sagte: „Hallo wie geht es dir?“ Und sie sagte: „Mir geht es gut. Der Fernseher ist kaputt.“ Und dann setzten wir uns für zwei Stunden vor meinen Fernseher. Als sie wieder ging, waren wir beide erleichtert. Trotzdem war es ihr immer wichtig, diese Kontakte aufrecht zu erhalten. Als ich zwanzig war, nahm ich erstmals in aller Konsequenz wahr, wie schlecht die Besuche für mich waren und dass ich danach zwei Wochen brauche, um mich wieder zu spüren und wieder im Leben sein zu können. Daraufhin brach ich für vier, fünf Jahre den Kontakt ab. Margit akzeptierte das nicht. Sie schrieb Postkarten, die mich immer zum Weinen brachten. Da stand beispielsweise: „Frohe Ostern. Wo hättest du mich gebraucht? Liebe Grüße Margit“. Oder: „Ich glaube, euer Telefon ist gestört. Meine Maus ist gestorben“. Es waren total wirre Postkarten, um auf sich aufmerksam zu machen und zu sagen, hier bin ich und melde dich doch wieder. Aber die Art und Weise konnte ich schwer nehmen.

Sie beschreiben Ihr Gefühl abgelehnt worden zu sein. Andererseits hat ihre leibliche Mutter auf Kontakt bestanden. Wurde dadurch das Gefühl der Ablehnung abgeschwächt?
Es steht in einer klaren Ambivalenz zueinander, dass man von jemanden geliebt werden will, den man irgendwo auch hasst. Im Film zeige ich, wie ich im Jugendamt Einsicht in meine Akten von damals nehme. Als ich dort erfuhr, dass Margit mich schon im Krankenhaus abgelehnt hat, war das wie ein Puzzlestein. Es war, als würde ich etwas erkennen und zuordnen können, das die ganze Zeit schon da war. Diese Angst vor dem Verlassen werden und vor Verlusten ist in meinem Leben sehr präsent. Mit acht, neun Monaten beginnen Kinder zu fremdeln. Eine Psychologin erklärte mir, dass Kinder in dieser Zeit lernen sollen, dass die Mutter wieder kommt, auch wenn sie den Raum verlässt. Genau in dieser Zeit wurde ich weggegeben und habe das Gegenteil gelernt. Für mich ist es beispielsweise immer ganz schlimm, wenn mich jemand nicht vermisst.

Wenn mein Mann sagt, „Ich vermisse dich nicht, weil du bist ohnehin erst zwei Tage weg“, ist das für mich ein Stich ins Herz. In solchen Dingen äußert sich das. Ich lerne damit zu leben, das zu erkennen und sozusagen nicht gleich auf den Zug aufzuspringen.

Um auf die Frage zurück zu kommen: Ich glaube, meine Verlassenheitsängste haben mit den Kontakten gar nicht viel zu tun. Das ist eine Wunde, die man nicht heilen wird können, aber man kann versuchen, damit umzugehen. Meine Eltern haben auch einmal zu mir gesagt, wir konnten dir gar nicht mehr Liebe geben, denn es war nie genug. Ich habe da einfach irgendwie ein Loch, wo ich Wurzeln und Wärme haben sollte oder wo ich mir zumindest vorstelle, dass ich das haben sollte.

Sie haben unter den Puzzlesteinen zu Ihrer Biografie auch einen Super 8-Film gefunden, der das Leben Ihrer Mutter vor ihrer psychischen Erkrankung zeigt. Wie war es für Sie, diese junge Frau so zu erleben und zu wissen, sie war einmal ganz anders?
Das war ganz sicher einer der Momente, der mir geholfen hat, Margit zu verzeihen. Ich konnte mir auf einmal bildlich vorstellen, wie sie ihr Leben vor mir gelebt hat und wie das dann zerbrochen ist. Insgesamt war es für mich sehr, sehr schön zu sehen, dass sie einmal gestrahlt hat und dass es glückliche Momente in ihrem Leben gegeben hat. Ich wünsche ihr natürlich auch, dass sie nicht so leidet, wie sie es teilweise tut.

Herzlichen Dank für die Diskussion!
Vielen Dank auch an Herbert Schaden für die Moderation des Kinonachmittags.

***Gloria Dürnberger**, Buch, Regie, Protagonistin, geboren 1981 in Wien, lebt und arbeitet als Filmemacherin und Schauspielerin in Wien und Berlin.*
Schauspielausbildung mit Bühnenreifeprüfung, sowie Studium der Theater-, Film- und Medienwissenschaft und Gender Studies.
Seit 2007 Arbeit als Filmemacherin.
Weitere Informationen zum Film: http://www.kindinderschachtel.com

Bithja
Interessensgemeinschaft der FamilienpädagogInnen und Pflegeeltern

Neue Interessensgemeinschaft für Familienpädagogen/innen und Pflegeeltern

Der Verein „Bithja – Interessensgemeinschaft der FamilienpädadgogInnen und Pflegeeltern“ wurde 2014 von FamilienpädagogInnen und Pflegeeltern des Pflegeelternvereins Steiermark, der a:pfl GmbH und Jugend am Werk gegründet. Er versteht sich als unabhängige Interessensvertretung, welche die Belange der Familienpädagogen/innen und Pflegeeltern aus deren Perspektiven behandelt und nach außen hin vertritt.

Ziel der Initiative ist es, den Wert der familienpädagogischen und pflegeelterlichen Leistungen und deren besondere Herausforderungen im öffentlichen Bewusstsein, aber auch im Bewusstsein der Entscheidungsträger der Kinder- und Jugendhilfe, stärker zu verankern. Über den Dialog mit den Entscheidungsträgern des Kinder- und Jugendhilfewesens sollen Verbesserungen für die Pflegeelternschaft erwirkt werden.

Weitere Informationen zu Mitgliedschaft und Beteiligung am Vereinsgeschehen: www.bithja.at

Kontakt: office@bithja.at

FACHTAGUNG „BESUCHSKONTAKTE IN PFLEGEFAMILIEN“

5. Oktober 2015, Steiermarkhof (Graz)
9:00 - 17:00

Besuchskontakte erweisen sich immer wieder als besondere Herausforderung in Pflegeverhältnissen: Wie können unterschiedliche Interessen, Umgangsrecht der Kindeseltern, entwicklungspsychologische und familiendynamische Gesetzmäßigkeiten in Einklag gebracht und fundierte Entscheidungen getroffen werden?
Die Fachtagung „Besuchskontakte in Pflegefamilien“ richtet sich an Fachkräfte und Pflegepersonen und ist sowohl für Pflegefamilien aus den Alternativen 1-3 wie für Familienpädagogen/innen als Fortbildung anrechenbar.

REFERENTEN/INNEN

Univ.-Prof. Dr. Klaus Wolf ist Professor für Erziehungswissenschaften und Sozialpädagogik an der Universität Siegen. Er leitet u.a. die Forschungsgruppe Pflegekinder der Universität Siegen mit dem Forschungsschwerpunkt „Forschung zum Aufwachsen in Pflegefamilien“.

Dr. Silvia Zabernigg, Leiterin des Pflegekinderdienstes des Vorarlberger Kinderdorfs, Psychologin und systemische Familientherapeutin.

Univ.-Prof. Dr. Astrid Deixler-Hübner, Vorständin des Institutes für Europäisches und Österreichisches Zivilverfahrensrecht an der Johannes-Kepler-Universität, Linz. Sie ist Mitherausgeberin einer Fachzeitschrift zum Familienrecht.

Mag.ª (FH) Carmen Hofer-Temmel und **Mag.ª Christina Rothdeutsch-Granzer** sind als Mitarbeiterinnen der alternative:pflegefamilie in verschiedensten Angeboten des Pflegefamilienbereichs tätig.
Im Rahmen ihrer Dissertation haben sie ein Modell zur Beschreibung von Besuchskontakten entwickelt.

€ 85,– Tagungspauschale.

Freier Eintritt für Pflegefamilien und Familienpädagogen/innen im Rahmen ihrer Fortbildungsverpflichtung.
Anmeldungen sind ab sofort möglich.
Elisabeth Untersberger (elisabeth.untersberger@pflegefamilie.at oder tel. 0316/822 433-310)

ANMELDUNG

_____
Titel, Vorname, Name

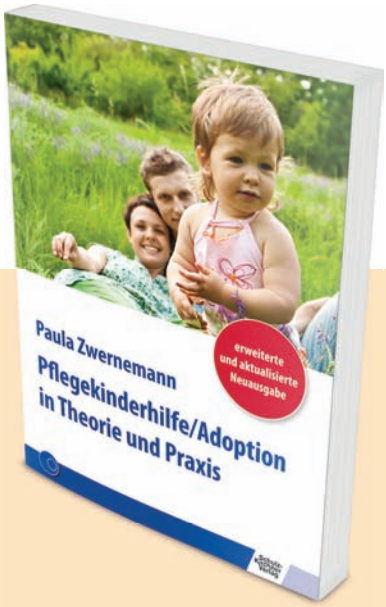
_____
Organisation, Behörde

_____
PLZ, Ort, Straße, Hausnummer

_____
Telefon, Email

_____
Unterschrift

BÜCHERECKE



Pflegekinderhilfe/Adoption in Theorie und Praxis

Carmen Hofer

Die Autorin dieses Pflegefamilien-Ratgebers Paula Zwernemann ist 1937 geboren und blickt auf lange Erfahrungen als Sozialarbeiterin im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe, auf die Erfahrung mit eigenen Pflegekindern und vielfältige Tätigkeiten in Pflegekinderorganisationen zurück. Sie präsentiert in diesem Praxisratgeber ihre gesammelten und verdichteten Erkenntnisse zu den großen Themen des Pflegefamilien-Lebens. Dabei lässt sie viele Praxisbeispiele einfließen und nimmt auch mutige Positionen ein.
Ein Teil ihres Buches bezieht sich auf die deutsche Rechtssituation, wobei die restlichen Themen unabhängig von der genauen Rechtslage auch für österreichische Pflegefamilien Relevanz haben.

Folgender Überblick über das Inhaltsverzeichnis gibt einen ersten Einblick in die behandelten Themenstellungen:

- Wie wird eine Familie zur Pflege- /Adoptivfamilie?
- Die Grundbedürfnisse des Kindes
- Die Deprivation von Säuglingen und Kleinkindern
- Wie wird ein Kind zum Pflegekind
- Die Identitätsentwicklung des Kindes und Jugendlichen
- Die Trennung eines sicher gebundenen Kindes
- Das Jugendamt
- Der Hilfeplanungsprozess
- Die Bestellung von Pflegeeltern zu ehrenamtlichen Einzelvormündern im Regelfall (bezieht sich auf Deutschland)
- Umgangskontakte bei Pflege- und Adoptivkindern
- Bürgerschaftliches Engagement
- Rechtliche Wege in der Pflegekinderhilfe

Paula Zwernemann
Pflegekinderhilfe/Adoption in Theorie und Praxis
erweiterte und aktualisierte Neuausgabe 2014
Schulz-Kirchner-Verlag, 364 Seiten

Neue MitarbeiterInnen

Sandra Mostögl

Mein Name ist Sandra Mostögl und ich bin seit April 2014 Mitarbeiterin des FIPS-Teams. Ich bin 30 Jahre alt und komme ursprünglich aus Kärnten, lebe aber bereits seit 11 Jahren in Graz. Ich bin ein sehr naturverbundener, aktiver Mensch und genieße Unternehmungen in der Natur. Außerdem koche ich gerne für meine Freunde und kann bei einem spannenden Buch am besten entspannen.

Im November 2011 absolvierte ich das Studium der Sozialpädagogik mit dem Schwerpunkt Inklusive Pädagogik an der Karl-Franzens-Universität Graz. Während meiner Studienzeit war ich beim Verein August-Aichhorn-Haus in der Betreuung von Jugendlichen tätig. Danach arbeitete ich 2 Jahre in der Wohnassistenz und Familienentlastung bei der Mosaik GmbH. Nun freue ich mich auf neue Aufgaben und Herausforderungen und hoffe auf eine gute Zusammenarbeit!

Thomas Kubinger

Mein Name ist Thomas Kubinger und ich bin seit Juni 2014 Mitarbeiter des FIPS -Teams. Ich bin 27 Jahre alt und in Graz geboren.

Im Jänner 2014 habe ich mein Studium der Sozialen Arbeit/Management an der FH Joanneum in Graz abgeschlossen. Meine Praktika absolvierte ich bei Neustart Oberösterreich und in der Schuldnerinnenberatung Steiermark. Während meiner Studienzeit arbeitete ich als persönlicher Assistent bei einem Muskeldystrophiker beim Verein CARE4U. Ich freue mich auf eine gute Zusammenarbeit!

Sigrid Pichler

Mein Name ist Mag.ª Sigrid Pichler. Ich bin seit Juli 2014 Mitarbeiterin der alternative:pflegefamilie gmbh und als Klinische- und Gesundheitspsychologin tätig. Ich bin eine aktive, engagierte, lebenslustige, kreative und bunte junge Frau und Mutter eines 4-jährigen Sohnes und privat derzeit voll und ganz mit dem Hausbau beschäftigt!

Ich wollte und habe immer schon mit Kindern arbeiten wollen und so kann ich unter anderem auf meine mehrjährige Erfahrung als Sozialpädagogin im Kontext Kinder- und Jugendhilfe mit fremduntergebrachten Kindern und Jugendlichen im Alter zwischen 3 und 18 Jahren rückgreifen und viele meiner persönlichen Erfahrungen in die gemeinsame Arbeit mit den Pflegekindern und -eltern einfließen lassen.

TERMINE

Seminar für Adoptiveltern

Carmen Hofer: Die Herkunft meines Kindes. Vom Sprechen über die leiblichen Eltern bis zum persönlichen Kontakt
19. Juni 2015 16:00 - 20:00 Uhr

Dass adoptierte Kinder über ihre Herkunft „aufgeklärt" werden sollen, steht inzwischen außer Frage. Doch wann sollte man damit beginnen und mit welchen Worten? Welche Wahrheiten sind in welchem Alter zumutbar? Sie stehen vor der Aufgabe, dem Kind schwierige Themen verständlich und einfühlsam zu vermitteln und das Kind in seinen (ausgesprochenen und unausgesprochenen) Fragen zu begleiten. Mit zunehmendem Alter stellt sich in einigen Familien auch die Frage nach einem realen Kontakt zu den Herkunftseltern. Hierfür einen persönlichen Weg zu finden, ist die Aufgabe von Adoptivfamilien. Anregungen und Ermutigungen sollen in diesem Seminar vermittelt werden.

Seminarbeitrag: € 42,–/Person und € 78,–/Paar
Anmeldung: elisabeth.untersberger@pflegefamilie.at oder 0316/822 433-310 (8:30 - 12:00)
Nähere Informationen im Seminarprogramm und unter www.pflegefamilie.at

Fortbildung für Pflegeeltern (Seminare April - Juni)

Joe Hofbauer: Heute schon gelacht? Ein Clown-Seminar für Pflegeeltern
07. März 2015 | 11. April 2015

Christoph Kuss, Richard Richter: Alles an seinem Platz?
07. März 2015 | 28. März 2015 | 18.März 2015

Arnold Rauch: Ich wirke, weil ich ich bin
14. April 2015 | 05. Mai 2015 | 02. Juni 2015 | 23. Juni 2015

Sonja Stippich: Stress mit Kindern
24. April 2015

Gundula Ebensperger-Schmidt: Ablösung und Selbstfindung bei Jugendlichen mit Trennungserfahrungen
24. April 2015 | 12.Juni 2015

Tanja Kessler: Traumatisierte Pflegekinder mit Behinderung
06. Juni 2015

Margarethe Dremel: (Pflege-) Kinder aus psychisch belasteten Familien
06. Juni 2015

Orientierungsnachmittag

29. Mai 2015, 15:00 - 19:00 Uhr
alternative:pflegefamilie, Graz

Vorbereitungsseminare für Pflegepersonen

06. und 07.März 2015 | 13. und 14. März 2015 | 20. und 21. März 2015 | 10. und 11. April 2015
alternative:pflegefamilie, Graz

Adoptivwerberseminare

24., 25., 26. April 2015 | 26., 27., 28. Juni 2015
alternative:pflegefamilie, Graz

Österreichische Post AG, Info.Mail Entgelt bezahlt